

während sie dabei war, hatte Atkinson seine schwere Tasche abgestellt und die Ramme ausgepackt.

In der Wohnung ging Joanna voran. Da sie nur die undichte Stelle hatten und der Wohnungseigentümer nicht polizeibekannt war, hieß es abwarten. Bei so viel Blut konnte alles Mögliche in der Wohnung los sein: zahlreiche Verletzte, gefährliche Verdächtige noch am Tatort, ein schrecklicher Unfall. Ebenso gut konnte es sein, dass sie gar nichts fanden. Als Jo mit dem Einsatz betraut worden war, hatte der diensttuende Sergeant nur spekulieren können: Womöglich ist es gar kein Blut, sondern Holzbeize, Farbe oder Rost. Und wenn es doch Blut ist, könnte es sich um einen Haushaltsunfall handeln, nach dem der Betroffene ins Krankenhaus gefahren ist, ohne den Wasserhahn zuzudrehen.

»Oder um eine Ritualschlachtung, und das Blut stammt von einem Schaf?«

Murrays Sprechfunkstimme klang nicht belustigt. »Jo, wir haben lediglich einen Eimer, der voll Wasser und Blut zu sein scheint. Keine anderen Hinweise auf etwas Ungewöhnliches, keine Leiche, keinen Anhaltspunkt, dass jemand verletzt oder in Gefahr ist oder vermisst wird. Nehmen Sie Steve mit, und gehen Sie der Sache einfach mal nach. Wenn ihr was findet, bekommt ihr sofort Verstärkung.«

»Ich nehme an, Sie setzen mich ein, weil Sie sonst keinen haben?«

»Das nehmen Sie zu Recht an. Die Notrufe stauen sich hier, während wir uns unterhalten. Die Schusswaffen sind bei einer Messerstecherei in der City, alle anderen Streifen sind wegen Dringenderem unterwegs. Ein Krankenwagen kommt mit, aber nur unter der Bedingung, dass die Polizei den Einsatzort sichert, bevor sie eingreifen.«

»Versteht sich.«

So kurz vor Weihnachten war die Polizei immer überlastet. Jedes Jahr wurde es schlimmer. Viele Beamte nahmen Urlaub, und deshalb blieb oft nur ein Skelett an Einsatzkräften übrig, das halbe Kontrollteam und ein paar Sergeants wie Joanna und Murray.

»Ach ja, Jo – nehmen Sie eine Stichschutzweste mit.«

»Klar, nimm die Stichschutzweste mit, es ist wahrscheinlich nichts«, brummelte Jo, als sie das schwere Teil überzog, um dann mit Atkinson hinaus zum Streifenwagen zu gehen. DS Harper moserte so gern wie alle anderen Leute, aber in Wirklichkeit genoss sie es, wenn Personalmangel dazu führte, dass sie wieder zum aktiven Einsatz kam. Joanna war zur Kripo gegangen, weil sie dachte, sie würde die Ermittlungsarbeit vorziehen. Murray gegenüber hätte sie es zwar nicht zugegeben, aber wie sich gezeigt hatte, machte es ihr viel mehr Spaß, eine Stichschutzweste zu tragen und Türen aufzubrechen.

»Mr. Franks?«

Jo schob sich den Flur entlang und stieß die Wohnzimmertür auf. Kalt und dunkel war es da drin, weil mit dem Wasser auch der Strom abgeschaltet worden war. Im Schein der Taschenlampe sah sie, dass das Zimmer leidlich aufgeräumt und relativ sauber war. Ein Teller mit Toastkrusten stand auf der Lehne des Ecksofas neben einer nicht ausgetrunkenen Tasse Tee. Eine Spielzeugkiste war an die Wand gerückt worden.

In der Küche lag ein Päckchen Brot offen auf dem Tresen. Sie nahm die erste Scheibe heraus und schnupperte daran. Etwas muffig. Ein Telefon war an eine Steckdose angeschlossen. Jo nahm es in die Hand und wischte das Display ab, doch es war tot. In der Brieftasche, die daneben lag, sah sie einen Führerschein und zog ihn heraus. Ein freundliches Gesicht, volles, welliges Haar, wie Atkinson es vor zehn Jahren hatte.

Im Zimmer nebenan stand ein ungemachtes Doppelbett, und der zusammengeknüllte kleine Schlafsack auf dem bezogenen Kindergitterbett in der Ecke sah aus, als wäre das Kind eben erst herausgenommen worden. Auch ein Sommerkleid mit Blumenmuster lag da, gekrönt von einem einzelnen rosa Babysöckchen mit weißem Spitzenrand. Joanna schaute sich rasch um und ging in die Hocke, um unters Bett zu schauen. Außer einem Karton mit Muschelschalen war da nichts.

»Frei!«, rief sie.

Es gab noch ein Schlafzimmer, ein makellos sauberes, ohne ein Fältchen in der Steppdecke, und auch auf dem Boden lag nichts herum. Joanna öffnete die Schränke und fand akkurat gebügelte Hemden und Hosen, alle nach Farben geordnet.

»Frei!«, rief sie noch einmal.

Im Flur standen die beiden Beamten dann vor der letzten Tür. Atkinson stellte fest, dass sie sich nicht öffnen ließ.

Joanna klopfte mit geschlossener Faust dagegen. »Mr. Franks?«, rief sie. »Gregor? Hören Sie mich? Jo ist mein Name. Ich bin von der Polizei. Können Sie die Tür aufmachen?«

Die Stille war intensiv – wie konzentriert man auch lauschte, man hörte nichts.

»Wir brechen die Tür auf, Mr. Franks«, sagte Jo. »Treten Sie zurück.«

Atkinson nahm die Ramme hoch. Jo ging zur Seite, als er die Klinke anvisierte und zustieß.

Ein einziger Schlag, und die Tür schwang in den Angeln. Dahinter herrschte ein Chaos aus Rot und Weiß, Blut und Fliesen, in der randvollen Badewanne umschloss blutiges Wasser die bleiche Haut des Mannes. Atkinson hustete, vermutlich, um ein Luftschnappen zu kaschieren. Der Körper selbst war unversehrt, völlig reglos und weiß, die Hände und Füße blaufleckig, das Gesicht friedlich, die Augen geschlossen.

Joanna musste an Rote-Bete-Suppe mit Klößen denken, und ihr Magen knurrte. Sie hatte das Mittagessen ausgelassen und sich aufs Abendessen gefreut. Jetzt sah es aus, als würde daraus nichts.

»Und?«, fragte einer der Rettungssanitäter.

»Hier liegt jemand«, rief Jo. Sie warf einen Blick hinter die Tür, um sicherzugehen, dass ihnen wirklich niemand auflauerte, aber das war nur Routine. Ihr Polizistinneninstinkt hatte ihr schon gesagt, dass der Mann allein war. »Es ist sicher. Sie können reinkommen.«

Sie sah nur die Handrücken des Mannes, nicht die Unterseiten. Aber sie kannte das Bild von früheren Polizeieinsätzen, und verständlicher wurde es auch jetzt nicht. Warum hatte sich der Mann das angetan?

»Ist das der Wohnungseigentümer?«, fragte Atkinson.

Joanna ging noch mal zum Küchentresen, um den Führerschein zu holen. Sie verglich das tot aussehende Gesicht in der Wanne mit dem lebenden auf dem Passfoto. Und Atkinson nickte, als sie ihm das Foto zeigte. »Das ist er.«

Die beiden Rettungsleute betraten das Bad vorsichtig, um nicht auf dem Blut-Wasser-Gemisch am Boden auszurutschen. Einer kniete sich vor die Wanne. »Mr. Franks?«, sagte er. »Hören Sie mich?« Er legte dem Mann die Hand auf die Stirn. Dann drehte er den vorn liegenden Arm um, sodass die Unterseite des Handgelenks sichtbar wurde. Joanna hatte dort einen tiefen Schnitt erwartet und auch, dass sie später vielleicht ein Rasiermesser finden würden, das unter den Mann gerutscht war, als er das Bewusstsein verlor. Aber nein, die Haut am Handgelenk war intakt. Der Sanitäter griff nach dem linken Arm: ebenfalls keine Schnittverletzungen.

»Wo kommt das Blut denn her?«, fragte Jo.

»Das kann ich im Moment nicht sagen. Von irgendwo hinten.« Er legte einen Finger an den Hals des Mannes, dann horchte er an seinem Brustkorb; seine Wange wurde nass.

»Der Mann lebt.«

Das überraschte Joanna, die ärgerlicherweise die erste Regel der Polizeiarbeit gebrochen hatte: Sie war davon *ausgegangen*, dass Franks tot sei, weil seit der Entdeckung der undichten Stelle Stunden vergangen waren, weil es in der Wohnung eiskalt war, wegen des vielen Bluts und weil er in einer vollen Badewanne lag. Vor allem aber, weil er so nach Leiche aussah, und Leichen hatte sie mehr als genug gesehen.

Der Sanitäter hob Gregors Kopf aus dem Wasser. »Kopftrauma. Davon blutet er.«

Jo sprach in ihr Funkgerät. »Zentrale, Update zur Lage in Apartment 7 des Nordblocks am New Park. Wir haben einen Verletzten, ich wiederhole, ein Verletzter, Notfallplan für schweres Trauma bitte, Kopfverletzung, starke Blutung sichtbar. Bewusstlose männliche Person, Vitalzeichen positiv.«

»Verstanden, Jo. Sind Verdächtige anwesend?«, antwortete Sergeant Murray.

»Nein. Noch ist unklar, womit wir es zu tun haben, ob Dritte beteiligt sind. Warten Sie auf Updates.«

»Verstanden, ich warte.«

Der Sanitäter sagte: »Gregor, wir holen Sie jetzt aus der Wanne. Können Sie mich hören, Gregor?«

Er rollte einen Ärmel hoch und zog den Stöpsel, um das Wasser abzulassen. Dann wandte er sich an Atkinson. »Holen Sie ein paar Wolldecken oder so was. Die Bettdecke. Und helfen Sie uns bitte, ihn rauszuholen. Sie beide; wir müssen zur Sicherheit alle mitanfassen.«

Während das kalte rosa Badewasser ablief, bauten die beiden Polizeibeamten auf dem Boden des Bads ein weiches Bett aus Decken. Joanna legte dem Mann die Hand unter den Kopf, als sie ihn zu viert heraushoben, und war überrascht, wie schwammig weich sich das anfühlte. Eine Schädelpartie, die hart und glatt hätte sein sollen, lag wie nasser Kuchen in ihrer Hand.

KAPITEL 5

JETZT

Ruby

Freitag, 21. Dezember

Jetzt wird Diane wohl eine Bemerkung zu dem Namen machen, dachte Ruby, nachdem sie der Sozialarbeiterin gesagt hatte, sie heiße Constance. Sie selbst war auch darauf eingegangen, als sie Constance kennenlernte. Der Name war ungewöhnlich. Altmodisch.

Diane notierte ihn und richtete ihren kühlen Blick wieder auf Ruby.

»Und Ihre Tochter heißt?«

»Hat Sie Ihnen das nicht gesagt?«, antwortete Ruby. »Weil, schüchtern ist sie normalerweise nicht. Sie redet mit jedem, läuft mit jedem mit. Findet nichts dabei. So hab ich sie auch verloren. Außerdem ist sie schnell.«

Bleib ruhig, ermahnte sie sich. Sie brauchte sich nur Leonie zu schnappen und abzuhauen, zu verschwinden, ehe Polizei und Sozialdienst schnallten, dass hier etwas Ungewöhnliches vorging.

»Die Polizei war ja ziemlich schnell hier, was?«, sagte Ruby und hoffte, es klang eher bewundernd als nach Kritik. »Sicher stand die Streife schon an der nächsten Ecke. Sehr ... beruhigend.«

Diane blinzelte. »Wie heißt bitte Ihre Tochter?«

»Ach so, Entschuldigung! Leonie.« Sie buchstabierte es. Diane schrieb es auf.

»Nachname?«

»Ihrer oder meiner?«

»Beides bitte.«

Für das darauf folgende Zögern hätte Ruby sich treten können. Diane sah sie scharf an. Sie hatte es auch bemerkt. »Douglas. Wir heißen beide Douglas.« Douglas musste reichen; ihren richtigen Namen, Harper, konnte sie nicht nehmen. Es wäre typisch für sie, wenn jemand von der Polizei darüber stolpern und sich fragen würde, ob eine Verbindung zu der Kollegin in Sheffield bestand.

Diane schrzte beim Schreiben die Lippen. Dann hob sie den Kopf.

»Und der Vater?«

Ruby schloss die Augen und sah sein Gesicht vor sich wie manchmal in der Erinnerung an ihre erste Begegnung, sein scheues Lächeln und wie er dann wegschaute.

Sie schüttelte es ab. Dann sah sie Diane böse an.

»He!«, rief sie. »Ist das nicht ein bisschen persönlich?«

Die beiden Frauen blickten sich in die Augen. Ruby strahlte selbstbewusste Empörung aus, wenn sie auch insgeheim unsicher war, ob die Täuschung gelang. Es war ein schmaler Grat: nicht betteln, aber auch nicht so auftreten, dass sich die Frau ärgerte oder misstrauisch wurde. Ruby sah zuerst weg. Sie ließ den streitlustigen Ton. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich bin halb verrückt vor Sorge. Ich wollte wirklich nicht unhöflich sein. Darf ich bitte meine Tochter sehen?«

Diane schien über die Frage nachzudenken. Sie musterte Ruby, deutete und beurteilte ihre Kleidung: teure Lederstiefel, Winterrock, trendiger Parka. Ruby wusste, dass sie gut aussah, hoffte aber, auch glaubwürdig auszusehen – eine Frau, die vielleicht mal einen Fehler macht, aber keine, die dauernd welche macht. Keine, bei der man *eingreifen* muss. Dieser erste Eindruck, diese sekundenschnellen Einschätzungen der Vertrauenswürdigkeit, der gesellschaftlichen Stellung eines Menschen waren entscheidend. Diane vom Sozialdienst hatte die Macht, Leonie einzukassieren, wenn es ihrer Meinung nach gerechtfertigt war. Ruby betete, dass ihr Gegenüber hier nicht zu diesem Schluss kam.

Diane lächelte unergründlich und sagte: »Sie werden verstehen, Ms. Douglas, dass wir schon ein wenig nachforschen müssen, wenn ein Kind bei so einem Wetter allein und verlassen in einem Geschäft auftaucht und die Polizei gerufen wird. Das verlangt der Kinderschutz. Man kann nicht vorsichtig genug sein.« Diane legte mit um Entschuldigung bittender Miene den Kopf schräg, während die gewichtigen Worte ihr Ziel fanden.

Ruby schluckte schwer. *Denk nach*. »Das ist doch alles nicht nötig«, sagte sie. »Lassen Sie mich bitte erklären. Sie war ja nicht herrenlos. Ich habe sie aus den Augen verloren. Wir waren am Strand und hatten den Wellen zugeschaut. Sie findet es lustig wegzulaufen, das macht sie ständig, den ganzen Tag lang, es schafft einen. Ich habe also Chips gekauft und sie bezahlt, und als ich mich umdrehte, war sie schon wieder abgehauen! Ich geriet in Panik – sie konnte in zwei Richtungen gelaufen sein, und ich hatte wohl die falsche erwischt. Ich hab sie die ganze Zeit gesucht, und wie lange ist das jetzt her – zehn, zwanzig Minuten? Ich hab jede Menge Leute gefragt. Ich wollte schon selbst die Polizei rufen, aber die waren so schnell da. Ich würde sie *niemals* im Stich lassen. Das ist kein Fall für den Kinderschutz. Man braucht sie sich ja nur anzusehen – sie ist doch warm angezogen, oder? Ist sie vielleicht unterernährt? Ich möchte sie einfach nur sehen. Ihr sagen, dass es mir leidtut. Ich möchte ...«

Ein Schluchzen beendete den Wortschwall. Diane bot ihr ein Taschentuch an. Die Miene der Sozialarbeiterin schien etwas sanfter geworden zu sein.

»Das hätte jedem passieren können«, sagte Ruby. Sie schnäuzte sich. »Ich bin keine schlechte Mutter.«

Diane steckte ihr Notizbuch ein.

»Wo wohnen Sie, Liebes?«

»In Sheffield.«